

Melissa C. Feurer
LOVE ALWAYS HOPES

Melissa C. Feurer

Love

ALWAYS

HOPES


Francke

Über die Autorin:

Melissa C. Feuer hat nie aufgehört, Jugendbücher zu lieben, mittlerweile aber auch das erwachsenere Genre (*Faithful*) *New Adult* für sich entdeckt. Mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern lebt sie im fränkischen Seenland, und weil sie nicht besonders entscheidungsfreudig ist, hat sie kurzerhand gleich ihre beiden Traumjobs ergriffen: Lehrerin und Autorin.

www.melissa-c-feurer.de/

 [melissa.c.feurer.autorin](https://www.instagram.com/melissa.c.feurer.autorin)

 [Melissa C. Feuerer](https://www.facebook.com/Melissa.C.Feuerer)



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96362-347-9

Alle Rechte vorbehalten

© 2023 by Francke-Buch GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Umschlagbild: © iStockphoto.com / borchee

Umschlaggestaltung: Francke-Buch GmbH / Marion Schramm

Satz: Francke-Buch GmbH

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.francke-buch.de

Playlist

Eric Baines & Lucas Grabeel – *All The Things*

KJ Apa – *I Still Believe*

Hollow Coves – *Blessings*

Delirious – *Find Me in The River*

James Blunt – *Bonfire Heart*

Leeland – *Carry Me On Your Back*

KJ Apa – *Right Here*

The Afters – *Life Is Beautiful*

Casting Crowns – *I Know You're There*

Jeremy Camp – *I Still Believe*

David Leonard – *Take My Hand*

Andrew Belle – *Oh My Stars*

Lady Gaga & Bradley Cooper – *Shallow*

Chris August – *Gave You My Heart*

Snow Patrol – *Chasing Cars*

Daughtry – *Over You*

Secondhand Serenade – *Fall For You*

Grey Holiday – *You Belong To Me*

Oh Gravity – *Falling*

Kutless – *Run*

Boyce Avenue & Megan Nicole – *Heaven*

Matt Hammit – *All of Me*

Kutless – *Identity*



Juna

»Du singst wie der schiefe Turm von Pisa.«

Wenn es eines gibt, das ich wirklich lächerlich finde, dann sind es Kalender mit motivierenden Sinnsprüchen. *Träume nicht dein Leben, sondern lebe deinen Traum* verkündet das schnörkelig designte Kalenderblatt an der Wand der Studierendenkanzlei. Ich sage mir wieder und wieder, dass es für mein Herz keinen Grund gibt, so wild zu klopfen. Es ist nur ein Kalenderspruch, nicht Schicksal und auch kein Zeichen von Gott, dass ich hier richtig bin. Nur ein Kalenderspruch und ein abgedroschener noch dazu.

Ich rutsche auf dem Plastikstuhl hin und her. Wer hätte gedacht, dass an einem Freitagmittag so viel los ist in diesem Sekretariat, das ich bisher noch nie von innen gesehen habe. Die Immatrikulation für mein Lehramtsstudium lief damals einfach online ab. Ein paar Klicks, eine Menge Unterlagen – ganz wichtig, eine Geburtsurkunde, denn ein Abizeugnis alleine belegt meine Existenz offenbar nicht ausreichend – und das war's. So schnell ist man Studentin. Aus einem Studiengang hinaus- und in einen neuen hineinzukommen, scheint schwieriger zu sein.

Mein Herz macht bei diesem Gedanken einen Hüpfer. Wie lange kann ich noch warten, ohne kalte Füße zu bekommen und abzuhaufen? Ein Blick auf mein Handydisplay verrät mir, dass ich den Zug bereits verpasst habe. Und dass Enni mir eine Nachricht geschrieben hat.

Die Wohnung ist so still! Da kann doch kein Mensch eine vernünftige Hausarbeit schreiben!

Trotz meiner Anspannung muss ich grinsen. *Ich bin noch nicht mal aus der Stadt und du vermisst mich schon?*, schreibe ich zurück. *Ich muss die beste Mitbewohnerin der Welt sein.*

Oder die lauteste, erwidert Enni. Gute Fahrt und drück deine Familie von mir!

Klar, verspreche ich. Rico wird sich freuen.

Enni schickt mir noch ein Tränen lachendes Emoji, dann geht sie offline – vermutlich, um sich wieder in ihren Unterlagen für die Uni zu vergraben. Sie war schon immer die Fleißigere von uns beiden. Während unserer Schulzeit hat sie vor jeder Prüfung eine erstklassige Stoffzusammenfassung erstellt, die ich mir dann kopieren durfte.

Mit einem schuldbewussten Zwicken in meinem aufgeregten Herzen schließe ich den Chat und öffne den mit meiner Mutter.

Sorry, hab den Zug verpasst, komme eine Stunde später. Bin noch an der Uni.

Die Antwort kommt prompt: *Noch an der Uni?* Unmittelbar darauf folgt das entsetzte Emoji, das an Edvard Munchs »Schrei« erinnert.

Ich starre auf das Display. Meine Mutter bleibt online – offenbar wartet sie auf eine Antwort.

Ja, Prüfung hat länger gedauert. Aber bin schon fast unterwegs und freu mich auf euch.

Dann hole ich dich gleich nach dem Jugendgottesdienst ab. Bringe dir das Lakritz mit!

Ach ja, richtig, heute ist der erste Freitag im August. Also hält meine Mutter den monatlichen *Lighthouse* und stellt Schälchen mit *Colorado* auf. Seit ich studiere und nicht mehr dabei bin, bleibt sämtliches Lakritz übrig.

Ich schicke nur ein begeistertes Emoji. Meine Nerven liegen blank.

Ich werfe noch einen Blick zum Kalender an der Wand. Der Student, der vor mir aufgerufen wurde, lacht hörbar hinter der Tür zwischen Vorraum und Büro. Vielleicht sind sie endlich bei den Abschiedsfloskeln angelangt.

»Wir schließen in einer Viertelstunde«, meint die Dame hinter dem Empfangstresen. Offenbar hat sie meinen hoffnungsvollen

Blick bemerkt. »Dauert Ihr Anliegen sehr lange? Dann könnten Sie nächste Woche –«

»Ich denke nicht«, unterbreche ich sie schnell. »Eigentlich ist es eine reine Formsache.« Zumindest hoffe ich das. Immerhin besuche ich die fachfremden Vorlesungen schon das halbe Semester als Gasthörerin. Wenn alles gut geht, bin ich nach den Semesterferien kein Gast mehr, sondern ...

Die Bürotür geht auf und der Student kommt mit einem Päckchen Unterlagen in der Hand heraus, dicht gefolgt von einer jungen Frau mit modischer Brille und Bob. »Juna Behnke?«

Ich zwingen mich, langsam und kontrolliert aufzustehen und nicht wie eine Irre in ihr Büro zu rennen. »Die bin ich.« Ich spüre meinen Herzschlag im Hals und in den Ohren. Eigentlich in meinem ganzen Körper.

»Studienfachwechsel, ja?«

Unfähig zu sprechen, nicke ich.

»Dann kommen Sie mal rein.«



Im Kleinbus meiner Mutter läuft immer Musik. Heute ist es irgendeine Reggae-Lobpreisband, die mich gedanklich sofort an einen sonnengefluteten Strand beamt. Palmen, türkisfarbenes Meer, Cocktails ...

»Schade, dass du den *Lighthouse* verpasst hast.« Meine Mutter trommelt leise den Rhythmus der Musik auf dem Lenkrad mit.

»Mama, du weißt schon, dass ich zu alt für den Jugendgottesdienst bin, oder?«

»Bin ich auch.« Sie zwinkert mir zu. »Ich meinte auch eher als Mitarbeiterin. Es gibt immer eine Menge zu tun. Und eine nette Abwechslung zur ewigen Theorie an der Uni ist es auch.«

»Vielleicht beim nächsten Mal«, meine ich ausweichend. Ich fühle mich als Studentin zwar zu alt für den Jugendgottesdienst, irgendwie aber auch zu jung, um ihn gemeinsam mit meiner

Mutter zu leiten. Ein paarmal habe ich ihr schon geholfen und mich dabei ziemlich fehl am Platz gefühlt.

»Es war wieder richtig schön«, schwärmt Mama, während sie ihr Schlachtschiff von einem Auto aus dem Ort und auf die Landstraße manövriert. »Das Thema war Berufung und Gaben – also ziemlich komplex, aber die Teens waren total bei der Sache. Ich war selbst ganz erstaunt.«

»Cool«, erwidere ich lahm. Dabei ist es wirklich cool. Die Jugendlichen lieben meine Mutter, weil sie ihre Sprache spricht und ihre Musik hört und weil das für einen Menschen im Talar nicht selbstverständlich ist. Der Pfarrer, der vor meiner Mutter hier tätig war, hat unter Jugendgottesdienst verstanden, dass einer der Konfirmanden die Lesung aus der Bibel übernehmen durfte. Zu seiner Verteidigung muss man sagen, dass er kurz vor der Rente stand und keine eigenen Kinder hatte. Jedenfalls hat meine Mutter die Jugendarbeit in Wassermungenau revolutioniert.

»Wenn du dabei gewesen wärst«, fährt sie versonnen fort, »hättest du erzählen können, wie du zu deinem Studium gekommen bist.«

»Was?« Jedes Gefühl von Strand und Palmen verfliegt schlagartig, obwohl die Reggaebeats weiter aus den Lautsprechern wummern.

»Na ja, du hast schon in der Grundschule in jedes Freundschaftsbuch geschrieben, dass du Lehrerin werden willst. Und jetzt hast du bereits zwei Semester deines Studiums hinter dir. Das ist doch gelebte Berufung.« Sie wirft mir ein kurzes Lächeln zu, ehe sie sich wieder der Straße zuwendet. »Na schön, ich wollte mit dir angeben, zufrieden? Ich bin einfach so stolz auf dich, Juna! Wie war die Prüfung?«

Ich schlucke. »Ganz okay.« Wahrscheinlich stimmt das sogar, nur wird es mir für meinen neuen Studiengang nicht viel bringen, wenn ich eine schulpädagogische Prüfung bestanden habe. Ob sie sich nach meinem Besuch in der Studierendenkanzlei

überhaupt noch die Mühe machen werden, meinen Prüfungsbogen zu korrigieren?

»Du bist echt k. o., was?«, meint meine Mutter verständnisvoll und verschlimmert damit den Knoten in meinem Bauch nur noch. »Was hältst du von Linsen-Dhal zum Essen und einem gemütlichen Spieleabend?«

Dankbar nicke ich. »Klingt super. Macht Papa Knoblauch-Nanan dazu?«

»Worum wollen wir wetten, dass wir es schon vor der Haustür erschnüffeln können?«

»Ich wette um meine Schüssel Lakritz!«

»Igitt, dann wette ich lieber nicht!«

Wir lachen beide, während meine Mutter den Blinker setzt und in die Einfahrt des Pfarrhauses fährt. Ich habe wie immer das Bedürfnis, den Kopf einzuziehen, als sie das monströs hohe Fahrzeug in die Garage rollen lässt. Dieses Ding ist wirklich größer, als es erlaubt sein sollte. Aber die Gespräche über mein Studium sind Gott sei Dank erst mal vergessen.

Der Knoblauchduft empfängt uns tatsächlich schon beim Öffnen der Haustür. Ich bringe meine Reisetasche nach oben in mein Zimmer, während Mama sich umziehen geht. Bis gerade eben im Talar in der Kirche, zu Hause im bunt gemusterten Lieblingsjumpsuit – so macht sie das immer. Ihre Jugendlichen würden sie noch viel mehr lieben, wenn sie das bunte Ding sehen könnten, da bin ich sicher.

Aus der Küche dringt eine Mischung aus Geschirrgeklapper und *Dancing Queen* von ABBA. Papa singt beim Kochen im tiefsten Bass mit und ich stimme spontan ein, woraufhin mein kleiner Bruder Pepe, der auf dem Sofa sitzt und liest, hinter seinem Buch das Gesicht verzieht.

»Banause!« Ich schnappe mir ein Sofakissen und werfe es nach ihm.

»Ich mag ABBA!«, protestiert Pepe, ohne sein Buch wegzulegen. »Aber du singst wie der schiefe Turm von Pisa.«

»Ach, der kann singen?« Papa kommt mit einer Wolke Knoblauchduft aus der Küche. »Lass dich drücken, Lieblingstochter!«

Bei zwei jüngeren Brüdern und keiner einzigen Schwester nennt er mich schon so, seit ich denken kann, und irgendwie mag ich es.

»Ich hoffe, du hast Hunger mitgebracht?«

»Wie ein Bär.« Ich atme den würzigen Duft tief ein. »Ohne dich bekomme ich deine Rezepte einfach nicht so hin. Schon gar nicht, wenn ich mit Enni koche.«

»Wundert mich überhaupt nicht«, brummt Papa. Er ist immer noch nicht darüber hinweggekommen, dass Enni die Sauce für die Lasagne, die wir bei unserer WG-Einweihung gemacht haben, fertig in der Flasche gekauft hat.

»Es kocht halt nicht jeder so gerne wie du«, nehme ich meine Freundin in Schutz. »Enni liest lieber.« Und zwar bevorzugt sie die englischen Originale von Jane Austen, die für mich ungefähr so verständlich sind wie Papas aufwendige Rezepte für Enni.

Papa verschwindet wieder in der Küche, um den indischen Linseneintopf umzurühren, und ich lasse mich neben Pepe auf das cremefarbene Sofa fallen. »Na, Lieblingsbruder, was liest du da?«

»Lass das nicht Rico hören.«

»Ich kann auch zwei Lieblingsbrüder haben.« Ich greife nach Pepes Buch, um das Cover in meine Richtung zu drehen. Tiefblauer Nachthimmel und ein weißes Einhorn. Es ist einer meiner alten *Sternenschweif*-Romane.

»Du hast gesagt, ich darf mir deine Bücher ausleihen«, rechtfertigt Pepe sich sofort. »Ich hab alle wieder ordentlich ins Regal gestellt, versprochen!«

»Ganz ruhig!« Ich stoße ihn mit dem Ellbogen in die Seite. »Du darfst dir so viele Bücher ausleihen, wie du magst. Ich bin sowieso zu alt für die Reihe und außerdem bin ich schon ewig nicht mehr zum Lesen gekommen. Schade eigentlich. Das hier war immer eines meiner liebsten.«

»Ich find's auch toll!« Pepe verkrümelt sich wieder zwischen den Seiten.

Ich bleibe neben ihm sitzen und sauge die heimelige Atmosphäre unseres Wohnzimmers in mich auf. Der alte Holzboden, die sandfarbenen Wände mit gerahmten Familienfotos, die Möbel im Landhausstil und die zum Ton des Sofas passenden Vorhänge, die neben den hohen Sprossenfenstern bis zum Fußboden reichen. Und über allem der Duft von Knoblauch. Das ist für mich Zuhause; nach mittlerweile einem Jahr in Regensburg mehr denn je.

»Besser!« Mama lässt sich in den Sessel mit den hölzernen Armlehnen sinken und streckt die Beine aus. Wie erwartet trägt sie einen ihrer Jumpsuits. Den mit den stilisierten Elefanten in langen Reihen, zu dem wir Papa extra ein passendes Hemd geschenkt haben. Ich weiß, dass er es hasst, weil es – zugegeben – ein bisschen an einen Clown erinnert und nicht halb so stilvoll ist wie Mamas Jumpsuit, aber uns zuliebe trägt er es regelmäßig.

»Hat Papa dir schon sein neuestes Bild gezeigt?«, fragt Mama mich.

»Nichts verraten!«, schallt es prompt aus der Küche. »Ich wende schnell das Naan, dann mache ich das schon!«

»Hat er einen neuen Auftrag?«

Mama schüttelt den Kopf und ihre Lippen werden ein bisschen schmaler. »Keine neuen Aufträge, aber dafür einen ganzen Kopf voller Ideen«, meint sie bemüht zuversichtlich. »Die Aufträge können damit noch nicht mithalten.«

»Das kommt schon noch.« Auch ich muss den Optimismus in meine Stimme zwingen, weil ich weiß, wie lange Papa bereits auf mehr Aufträge als Künstler hofft. Als Rico und Pepe noch klein waren, war es praktisch, dass er nur in Teilzeit gearbeitet hat. Aber mittlerweile ist selbst Pepe schon zehn und geht nach den Sommerferien auf die Realschule und Papa meint, er könne ja nicht weiterhin den ganzen Tag Knoblauch andünsten und Bilder malen, die keiner kauft.

»So, schnell ins Atelier!« Papa schnappt mich am Arm und bugsiert mich in den in Wahrheit ziemlich gemischt genutzten Raum. In einer Ecke steht Mamas Schreibtisch, hinter der Tür ein großer Schrank mit allem möglichen Kram und auf der gesamten Stirnseite unter den Fenstern befindet sich Papas Wirkstätte mit jeder Menge Farbtuben, Pinseln und einer großen Staffelei. Vor einigen Jahren gab es einmal einen Versuch, Papas Atelier in die Garage zu verlegen. Aber einmal abgesehen davon, dass es im Winter schweinekalt da draußen ist, waren er und Mama sich einig, dass sie ohne das Blätterrascheln, Tastaturklappern und Pinselkratzen des jeweils anderen einfach nicht konzentriert arbeiten können.

»Ist es das?« Ich gehe vor der großen Leinwand, die neben der Staffelei an der Wand lehnt, in die Hocke und betrachte die Szene, die Papa mit Farbe und Pinsel daraufgezaubert hat.

Blautöne dominieren, bilden wilde, schäumende Wellen, die sich haushoch über einer Nusschale von einem Boot auftürmen. Darüber spannt sich ein sturmgrauer Himmel. Auf den ersten Blick könnte es alles sein: Piratenromantik, Seglerfantasien, eine Hommage an die schiere Gewalt der Natur. Aber weil ich Papa und seine Bilder kenne, sehe ich auch die Feinheiten. Die weiß gekleidete Gestalt auf dem Boot, die soeben die Hände über den tosenden Wellen ausstreckt und sich nicht zufällig genau unter dem Sonnenstrahl befindet, der in diesem Augenblick durch die Wolkendecke bricht.

Papa hat nicht den Sturm gemalt und auch nicht die Ruhe danach. Er hat den winzigen Moment eingefangen, in dem Jesus im Begriff ist, Wellen und Wind zu bezwingen.

»Es ist wunderschön.« Ich strecke die Hand aus, um das Blau des Wassers zu berühren, direkt unter Jesu Händen, wo die Wellen bereits zu einem sanften Kräuseln erstarrt sind. *Ins Wasser fällt ein Stein*, nur dass es die Stille ist, die ihre Kreise zieht. Der Frieden, der von Jesus aus das Wasser und die ganze Welt erfasst.

Dieser Gedanke berührt etwas in mir. Es ist ein sonniger Som-

merabend, von einem Sturm keine Spur. Doch es tobt einer in mir drin, wenn ich an meinen Termin in der Studierendenkanzlei und an die kommenden Wochen denke.

Ich spüre Papas Hand auf meiner Schulter und weiß, dass er ahnt, was sein Bild mit mir macht. Vielleicht hat er keine Worte – genauso wenig wie ich –, aber er ist da und ein bisschen ist es, als würde auch von seiner Berührung Frieden ausgehen und mich durchfluten.

Ich brauche einen Moment, ehe ich mich von Papas Bild losreißen kann und mich erhebe. »Deine Bilder sollten überall hängen«, sage ich mit belegter Stimme. »In jeder Gemeinde und jedem Museum.«

Er lächelt mit Fältchen um die Augen und Grübchen – ein echtes, herzliches Lächeln, kein bemüht optimistisches. »Solange ihr meine größten Fans seid, weiß ich, dass ich hier richtig bin.« Seine Geste schließt nicht nur das Bild, sondern sein ganzes Atelier mit ein. »Auch wenn es nicht viel Geld bringt.«

Ein Kloß bildet sich in meinem Hals. »Geld ist nicht alles«, sage ich schnell das, was man eben auf so eine Aussage erwidert. »Wichtiger ist doch, dass man mit dem Herzen dabei ist.«

»Gesprochen wie meine Lieblingstochter.« Papa legt mir den Arm um die Schultern und schiebt mich zur Tür. »Auch wenn du dir dagegen als Lehrerin eine goldene Nase verdienen wirst.«

Mein Lachen ist nicht halb so echt wie seines. Unwillkürlich taste ich nach dem Handy in meiner Hosentasche und überlege, ob es wohl zu früh ist, um mich auf der Seite der Uni einzuloggen und einen Blick auf den hinterlegten Studiengang unter meinen persönlichen Daten zu werfen. Aber vor Papas Augen kann ich das nicht machen. Auch so spüre ich bereits seinen forschenden Blick auf mir.

»Papa, ich glaube, das Naan-Brot brennt!«, ruft in diesem Moment Pepe aus der Küche und im allgemeinen Chaos, das daraufhin ausbricht, wird der Sturm in mir kurzzeitig zur Nebensache.



»Schmeckt nur ein bisschen rauchig.« Papa tunkt das ziemlich dunkle Stück Naan in seinen Linseneintopf. »Ich sagte doch, das qualmt nur wegen des Knoblauchs so stark, wenn es zu lange in der Pfanne ist. Und die Küche war weit davon entfernt abzubrennen.« Er wirft Mama einen gespielt finsternen Blick zu, vermutlich in Anspielung auf ihr eben gesprochenes Tischgebet.

»Ja, Gott sei Dank, sagte ich doch.«

»Na gut, Gott sei Dank«, brummelt Papa. »Aber du weißt, wie selten mir so etwas passiert! Nur wenn ich beim Kochen ins Atelier gehe.«

»Gibt's Raclette?« Die Haustür fällt mit einem Knall ins Schloss und kurz darauf streckt mein zweiter Bruder Rico den Kopf zur Küchentür herein.

»Nein, Naan. Und es ist nur ein ganz kleines bisschen dunkel geraten«, beharrt Papa säuerlich.

»Schuhe aus«, erinnert Mama. »Und das Skateboard nicht in die Küche!«

»Jaja.« Er verschwindet noch einmal und lässt sich eine Minute später auf den freien Stuhl neben mir fallen. »Schon wieder Wochenende?«

»Vorlesungsfreie Zeit. Ihr habt immerhin auch Sommerferien.«

»Nach Ferien klingt dein Praktikum für mich ja eher nicht«, meint Mama. »Drei Wochen, ganztags und dann noch nicht einmal in einer Schule. Warum kann man dieses Betriebspraktikum denn nicht wenigstens in einem Kindergarten oder Krankenhaus machen? Oder in einer Gemeinde? Ich könnte eine Praktikantin sehr gut gebrauchen.«

»Ich würde auch eine nehmen!«, pflichtet Papa ihr sofort bei.

»Soziale Einrichtungen zählen nicht, Mama. Und Kirchen oder freischaffende Künstler auch nicht. Es muss ein Betrieb sein, also zum Beispiel ein Geschäft oder eine Firma. Oder eben ein Hotel.«

»Ich weiß, ich weiß.« Mama seufzt.

»Du machst ein Praktikum in einem Hotel?« Rico schaufelt sich Linsen-Dhal auf den Teller und mustert mich neugierig.
»Du?«

»Das macht sie sicher toll, auch wenn es nicht ihr Fachgebiet ist«, beschwichtigt Papa. »Und außerdem ist es nicht irgendein Hotel, sondern dieser schicke Schuppen am Brombachsee.«

»Das *Hotel Ludovika*«, korrigiere ich unwillkürlich. »Es gehört zur Lichtenberg-Hotelkette und es ist echt eine große Sache, dass sie diesen Standort hier bei uns gegründet haben. Ihre anderen Hotels sind beide an viel größeren oder bekannteren Seen. Das älteste steht am Ammersee und –«

»Da hat jemand seine Hausaufgaben gemacht«, schmunzelt Papa. »Bei dir werden sie es nicht bereuen, auch einer fachfremden Praktikantin eine Chance gegeben zu haben. Das hätte ich denen übrigens gar nicht zugetraut.«

Ich rühre angestrengt in meinem Linseneintopf und sehe nicht auf. »Du hast Vorurteile, Papa. Wegen Oma und Opa.«

Zur Antwort murmelt er nur etwas Unverständliches, aber ich weiß, dass ich recht habe. Ich kenne meine Großeltern väterlicherseits nicht gut, doch wenn man Papa Glauben schenkt, dann legen sie auch nicht besonders viel Wert darauf, jemanden zu kennen, der in einem anderen gesellschaftlichen Milieu unterwegs ist als sie. Die hässliche Wahrheit ist, dass sie es Papa nie verziehen haben, dass er Künstler werden wollte, statt ihre Kanzlei zu übernehmen. Und dass er eine Pfarrerin geheiratet hat.

»Und was machst du dann da, im Hotel?«, wechselt Mama hastig das Thema.

»Betten beziehen«, grinst Rico. »Und Luxusklos putzen.«

Ich ignoriere ihn. »Ich weiß es nicht. Vermutlich von allem ein bisschen was. Ich hoffe, dass ich möglichst viele verschiedene Bereiche kennenlernen kann.« Ich beiße mir auf die Unterlippe und tauche schnell meinen Löffel wieder in die Linsen. »In drei Wochen bekommt man bestimmt einen ganz guten Einblick.«

»Und danach kannst du deinen Schülern alles über Hotellerie und Tourismus erzählen.« Mama lacht schnaubend auf. »Ich verstehe trotzdem nicht ganz, was das bringen soll.«

»Im *Ludovika* brauchen sie eben auch jemanden zum Klos putzen«, meint Rico mit vollem Mund.

Juna

»Denk lieber nicht an Goethe.«

»Studiengang: Lehramt Realschule« lese ich stumm, während mein verräterisches Herz nicht aufhören kann, Sturm zu klopfen.

Beruhige dich!, denke ich energisch, rolle mich auf meinem Bett auf den Rücken und presse mir eine Hand auf die Brust. *Kein Grund, so zu rasen. Es ist Samstagnachmittag, da ändern sie keine Studierendendaten. Heute passiert bestimmt nichts mehr.*

Aber alles gute Zureden hält mich nicht davon ab, noch einige Minuten auf die Worte zu starren und die Seite gelegentlich neu zu laden, um zu sehen, ob sie sich auf wundersame Weise verwandeln.

Eigentlich wusste ich es schon im ersten Semester. Gleich in den ersten Wochen an der Uni hatte ich das Gefühl, irgendwie im falschen Film zu sein. All die motivierten angehenden Pädagoginnen und Pädagogen – und mittendrin ich. Wie sie von ihrer Mitarbeit bei Jugendzeltlagern erzählten. Von ihrer Tätigkeit als Nachhilfelehrer. Ihrem Engagement als Tutoren, im Sozialdienst und als Vorlesepaten im Kindergarten. Und ich, wie ich stammelte: »Meine Mutter ist Pfarrerin. Manchmal helfe ich im *Lighthouse* ... also, ich meine, im Jugendgottesdienst mit.«

Ich weiß jetzt, wie schnell der Papierkram für einen Studienfachwechsel vorstattengeht. Er kostet nur einen Bruchteil der Zeit, die mich die Entscheidung dazu gekostet hat. Zwei lange Semester nämlich voller nutzloser Pädagogikvorlesungen und Praktikumstage in Schulen.

Ein weiteres Mal wische ich über das Display, warte und suche die Worte, die unverändert dort stehen, dann öffne ich Instagram und klicke mich durch bis zu meinem Lieblingsaccount *taminas.fashion.atelier*. Das neuste Video zeigt einen Frisiertipp, mit dem

ich mit meinen nur schulterlangen braunen Wellen nicht viel anfangen kann, aber ein Großteil von Taminas Content besteht aus fertig zusammengestellten Outfits samt Accessoires. Eine Kombination ist extravaganter als die andere. Ich scrolle mich in aller Ruhe durch die Fotos der letzten Woche. Egal wie oft Enni mir einen ihrer dicken Wälzer zum Abschalten empfiehlt – nichts finde ich so entspannend wie *taminas.fashion.atelier*.

Ich rolle mich zurück auf den Bauch und lege das Handy vor mich auf die Matratze. Ich betrachte ein neonfarbenes Sportoutfit, in dem ich mir wie ein Papagei vorkäme, ein ziemlich cooles bodenlanges Abendkleid, das für jeden Anlass, der mir einfällt, viel zu schick wäre, und eine süße Kombi aus Minirock und Strickjacke, die ich spontan abspeichere, ehe ich weiterscrollle.

Beim nächsten Bild halte ich inne. Outfits wie das hier sind der Grund, warum ich Tamina folge: ein zartrosafarbenes Top mit breiten Trägern und einer lässig darüber getragenen Weste aus cremefarbenem Leinenstoff. Die vorgeschlagenen Accessoires – Nagellack, Vintagearmband und lange Ohringe – sind dunkelgrün bis auf den modischen Strohhut und die pompomförmige rosafarbene Handtasche. Die Farbkombination erinnert mich an den Frühling – wie ein blühender Magnolienbaum.

Ich wechsele die App. Ein zartrosa Top und einen Strohhut habe ich. Es dürfte doch eigentlich kein Problem sein, eine Leinenweste aufzutreiben. Bei *Vinted* werde ich innerhalb weniger Minuten fündig. Gebraucht, in angeblich sehr gutem Zustand aus einem tierfreien Nichtraucherhaushalt – optimale Voraussetzungen. Ich liebe Secondhandkleidung – nicht nur, weil sie günstig ist, sondern vor allem, weil ich die ganze Wegwerfmentalität der großen Hersteller und der Leute im Allgemeinen nicht mag. Mein Kleiderschrank ist voller Lieblingsstücke, die bestimmt nicht zur nächsten Saison in den Müll fliegen.

Ich wickle den Bezahlvorgang ab und betrachte noch einmal das Bild auf Instagram. Die Kombination aus Zartrosa, Dunkelgrün und Creme ist absolut zeitlos-elegant und würde sich wahn-

sinnig gut als Hoteluniform eignen. Dazu ein goldenes Hotellogo wie das Doppel-L der Lichtenbergs.

Schnell mache ich einen Screenshot und speichere ihn in meinem geheimen Ordner, den ich noch nie jemandem gezeigt habe, obwohl ich ihn selbst beinahe täglich durchblättere. Verspielt-elegante Tischdeko befindet sich darin neben Fotos aus Einrichtungskatalogen, floralen Textilien und handgezeichneten Schriftzügen. Auf den ersten Blick wirkt die Sammlung willkürlich und es passt nicht alles zusammen. Das muss es auch noch nicht. Es ist nur ein Brainstorming, ein Sammelsurium von Ideen, die ich nicht vergessen will, bis es eines Tages so weit ist.

Ich öffne mein Lieblingsfoto. Das Bild, mit dem alles angefangen hat. Es war das erste in meinem geheimen Ordner und stammt aus unserem Familienurlaub in der Schweiz. Es zeigt den Speisesaal unseres Hotels, den ich so bewundert habe und der den Stil des ganzen Hotels widerspiegelt: eine Mischung aus urgemütlicher Heimeligkeit und moderner Funktionalität. Im Vordergrund sieht man ein Tischgedeck mit sorgfältig gefalteter Serviette, auf der eine einzelne Praline mit kunstvoll verzierter Schokoladenglasur und einem Flöckchen Blattgold liegt. Ein selbst gemachter Gruß von der Hotelinhaberin, der die Gäste an jedem Morgen erwartete. Marzipan mit Mandelsplittern. Dunkler Nougat in Zartbitter. Vanillecreme mit Orangenote.

Etwas so Besonderes will ich auch eines Tages in meinem Hotel für die Gäste machen. Ich bin nur noch auf der Suche nach der perfekten Idee. In meinen Träumen bin ich schon tausendmal durch das Foyer, die Flure und die Zimmer gelaufen, habe im Restaurant die Speisekarte geöffnet und den Blütensalat mit Kapuzinerkresse und Kornblumen gekostet. Für einen Ort, der noch gar nicht existiert, ist mein Hotel in meiner Vorstellung gestochen scharf.

Eine Nachricht von Enni schiebt sich über das Foto. Ich klicke darauf und muss lachen, als ich sehe, was sie geschrieben hat: *Juna, komm zurück! Drei Stunden getippt für eine Seite!*

Ohne unsere gemeinsamen Schreibsessions wird die Hausarbeit nie fertig!

Es folgt eine bunte Sammlung entsetzter, sich übergebender, wütender und verzweifelt weinender Emojis und Enni tippt immer noch. Ich warte, bis auch diese Nachricht bei mir eingeht: *Es ist mir ein Rätsel, wie Jane Austen sechs komplette Romane schreiben konnte! Sechs! Ich schaffe nicht einmal eine einzige lausige Hausarbeit!*

Dann denk lieber nicht an Goethe, antworte ich mit einem Schmunzeln. Ich kenne Enni und weiß, dass die Lage nicht so dramatisch ist, wie es bei ihr klingt. Und dass der beste Weg, sie aufzumuntern, ein Scherz über irgendetwas Literarisches ist.

Warum nicht?, fragt sie auch schon. Inklusiv nachdenklichem Emoji und dickem Fragezeichen.

Besteht seine Gesamtausgabe nicht aus ungefähr sechzig Bänden?

Ich schicke dieser Nachricht noch ein Herzchen hinterher und versichere Enni, dass sie schon in den Flow kommen wird. Am Anfang bestehen Hausarbeiten doch meistens nur aus Recherche und die ist eben zeitraubend und mühsam.

Bist du etwa schon wieder fertig?

Ich verneine. Die Wahrheit ist nämlich, dass ich noch gar nicht angefangen habe und es auch nicht tun werde, weil ich die Creditpoints für ein schulpyschologisches Seminar für meinen neuen Studiengang nicht brauchen werde. *Erst mal das Praktikum*, weiche ich aus.

Das schaffst du! Keine Ahnung, wann ich das Betriebspraktikum machen soll. Meine Chefin meint, wenn ich keine Vorlesungen habe, kann ich ja Stunden aufstocken, damit mir nicht langweilig wird.

Nett, meine ich. Cruella de Ville.

Als Antwort kommt nur ein Dalmatiner-Emoji.

Sie weiß aber schon, dass das nur ein Nebenjob ist, oder? Es klingt manchmal, als wüsste sie nicht, dass du eigentlich studierst.

Oder warum sonst verpasst Enni manchmal sogar eine ihrer Vorlesungen, weil sie mal wieder in der Bücherei einspringen muss, wenn eine ihrer Kolleginnen krank ist und offenbar niemand anders so spontan Zeit hat? Arme Enni ... Wer wird ihr ab nächstem Semester die Notizen kopieren, wenn ich nicht mehr dabei bin? Und wäre jetzt ein guter Zeitpunkt, um es ihr zu sagen? Nein, ganz bestimmt nicht. Enni ist so schon frustriert, da muss ich ihr diese Hiobsbotschaft nicht auch noch reinwürgen.

Das Problem ist einfach, dass ich weiß, wie sehr die Neuigkeiten Enni treffen werden. Wir haben miteinander Abi gemacht, Regensburg zusammen als Studienort ausgesucht, eine WG gegründet und gleichzeitig mit unserem Lehramtsstudium begonnen. Wir belegen zwar unterschiedliche Fächer, aber alle lehramtsspezifischen Veranstaltungen besuchen wir gemeinsam und lernen auch miteinander. So haben wir es uns schon seit der Mittelstufe ausgemalt und jetzt ist der Traum Wirklichkeit geworden. Bis ich ihn zum Zerplatzen bringe.

Kopf hoch, schreibe ich also nur. Ich kann die Hausarbeit dann Korrektur lesen!

Wenn sie je fertig wird, erwidert Enni düster, fügt aber gleich darauf noch ein Danke hinzu. Du bist ein Schatz! Viel Erfolg bei deinem Praktikum. Du wirst das Hotel rocken, Frau Lehrerin!

Ich starre auf die Worte und schließe den Messenger dann hastig. Das Hotelrestaurant und eine goldgetoppte Praline begrüßen mich auf dem Foto dahinter. Ich betrachte das Bild und muss trotz allem lächeln. Selbst wenn weder Enni noch meine Eltern es verstehen werden – das hier ist der richtige Weg. Ich mache das alles für das *Manolya*. Für mein Hotel, das bisher nur in meiner Vorstellung existiert.



Der Sonntag vergeht wie im Flug. Wir gehen in die Kirche, wo meine Mutter Rico und mich spontan zum Einsammeln der Kol-

lekte abkommandiert, weil keine Konfirmanden da sind – wenn am Freitag *Lighthouse*-Gottesdienst war, schlafen sie Sonntag nämlich lieber aus, als schon wieder in die Kirche zu gehen.

Nach dem Gottesdienst lädt mein Vater spontan eine vierköpfige Familie aus der Gemeinde zum Mittagessen ein und am Nachmittag schleppt Rico mich zum Skatepark in Abenberg. Nicht weil er es so toll findet, seine große Schwester am Rand sitzen zu haben, sondern weil er jemanden braucht, der ihn fährt, und findet, dass ich genauso gut in Abenberg an meinem Handy herumspielen kann.

Natürlich spiele ich nicht, sondern sortiere die Bilder in meinem geheimen Ordner und schreibe mit Enni, die gerade eine ziemlich ereignislose Schicht in der Bücherei absitzt und sich langweilt, während ich mir die Sonne ins Gesicht scheinen lasse und so tue, als würde ich Rico nicht beachten, wie er Tricks mit seinem Skateboard übt. Das fände er nämlich peinlich.

Als wir nach Hause kommen, empfängt uns bereits wieder der Duft von Knoblauch. Dank Papas Lieblingszutat würde sich kein Vampir jemals auch nur in die Nähe des Pfarrhauses wagen, so viel steht fest. Heute hat er Bruschetta gemacht und ich hoffe nur, dass ich an meinem ersten Praktikumstag nicht nach Knoblauch stinken werde, denn widerstehen kann ich Papas Kreation natürlich nicht.

Nach dem Abendessen bin ich endgültig zu nervös, um nicht an den morgigen Tag zu denken. Ich überprüfe noch mal meine Unterlagen – den Bogen für das Betriebspraktikum, den ich nicht brauchen werde; die Informationen, die der Personalmanager mir geschickt hat, und zur Sicherheit die schriftliche Empfehlung, der ich das Praktikum verdanke. Papa hat nämlich recht: Ich glaube auch nicht, dass Frau Lichtenberg eine Lehramtsstudentin als Praktikantin in ihrem Hotel arbeiten lassen würde. Vielleicht gerade noch in einem Teilbereich oder für die Art von Aufgaben, die Rico vorgeschlagen hat. Aber das ist es nicht, was ich machen will, was ich lernen will. Ich will alles sehen, das ganze Hotel. Ich

will einen Einblick in alle Abläufe bekommen, besonders in die hinter den Kulissen, in die Aufgaben des Managements. Und als Lehramtsstudentin hätte ich darauf keine Chance gehabt.

Ich schlucke den bitteren Geschmack in meinem Hals mühsam hinunter. Die Lüge wiegt nicht mehr ganz so schwer, jetzt wo ich tatsächlich BWL-Studentin bin. Oder? Ich bin keine Lehramtsstudentin mehr, auch wenn meine Daten im Login-Bereich der Universitätsseite das immer noch behaupten. Ich habe mich für Betriebswirtschaftslehre eingeschrieben und habe auch schon einige entsprechende Vorlesungen als Gasthörerin besucht. Ich bin nicht völlig ahnungslos, keine komplett fachfremde Praktikantin. Auch wenn ich meine Empfehlung selbst verfasst habe.

Natürlich darf das niemand je erfahren. Nicht Frau Lichtenberg oder der Personalmanager des Hotels oder sonst irgendjemand dort. Und auch nicht meine Familie, denn was die davon halten würden, kann ich mir denken. Ricos unvermeidlicher Spott wäre noch die netteste Reaktion.

Nein, jetzt wo ich tatsächlich BWL studieren werde, muss ich mich wegen dieser Lüge nicht mehr schlecht fühlen. Ich *werde* mich nicht schlecht fühlen. Ich bin BWL-Studentin, genau wie ich es ein wenig vorzeitig behauptet habe. Und nach meinem Bachelor werde ich mich für den Masterstudiengang »Finance, Real Estate and Hotel Development« in der Schweiz bewerben. Dort sind einige der besten Hochschulen für Hotelmanagement. Mein Traum ist die Glion und dafür brauche ich nicht nur erstklassige Noten, sondern auch 1a Referenzen. Zum Beispiel Praktika in entsprechenden Hotels. Solchen, die einen Ruf haben wie das *Hotel Ludovika*. Es ist eigentlich ganz klar: Mit einem Praktikum im Landgasthof ums Eck brauche ich mich nicht für eine Elite-Hochschule wie die Glion bewerben. Und ohne Empfehlung von einem Dozenten hätte ich kein Praktikum im *Ludovika* bekommen.

Ich verstaue meine Unterlagen sorgfältig in meiner Umhängetasche und wende mich lieber meinem Kleiderschrank zu. Ich

weiß schon genau, was ich morgen anziehen werde: meine graue Nadelstreifen-Karo-Lieblingshose mit dem weiten Schnitt, dazu eine gemusterte, sommerleichte Bluse und einen weißen Blazer.

Ich lege alle Kleidungsstücke auf mein Bett und halte verschiedene Teile aus meiner Schmucksammlung daneben, um zu entscheiden, was am besten dazu passt.

»Nimm die Ohringe mit den lila Perlen!« Pepe schlüpft zur Tür herein und betrachtet meine Auswahl fachmännisch. »Die passen zu den Schuhen.« Er deutet zu meinen altrosafarbenen Ballerinas aus Wildleder.

»Gutes Argument«, meine ich verblüfft. Er hat recht, die Kombination macht sich richtig gut. »Und was ist hiermit?« Ich hole eine braune Bluse mit Stickmuster aus dem Schrank und krame eine Jeans aus meinem halb ausgepackten Koffer. »Ich könnte meine Cowboystiefel dazu tragen, wenn es nicht zu heiß ist und ...«

»... und die hier!« Pepe reicht mir ein Paar blütenförmige Ohringe. »Und so ein großes, altmodisches Armband, das aussieht, als würde es rosten. So eines, wie Mama hat. Mit türkisen Steinen.«

Ich wette, Rico hat noch nie bemerkt, dass Mama so ein Armband besitzt, aber Pepe hat einfach einen Blick für solche Sachen. »Gute Idee. Ich frag sie, ob sie es mir ausleiht.«

Pepe und ich haben so viel Spaß, dass wir meine Arbeitsoutfits für die komplette Woche durchplanen, und ich bin sehr zufrieden mit dem Ergebnis – eines ist schöner als das andere.

»Hast du jetzt alles vorbereitet?« Er macht es sich in meinem mit bunten Kissen gepolsterten Hängesessel gemütlich, während ich die fertigen Outfits sorgfältig auf Kleiderbügel hänge und in den Schrank räume. »Du musst mitkommen, um einen Film für heute Abend auszusuchen. Sonst sagt Rico wieder, Disney ist nur was für Babys und Mädchen.«

»Ich *bin* ein Mädchen.«

»Eben!« Pepe strahlt. »Kannst du *Arielle* aussuchen? Bei dir lacht er bestimmt nicht.«

»Und bei dir schon?«

Pepe zuckt mit den Schultern.

»Na, das werden wir ja sehen! Ich war den ganzen Nachmittag mit Rico in diesem ollen Skatepark. Da wird er eineinhalb Stunden Meerjungfrauen-Zeichentrick überleben.« Ich streiche eine geblünte Tunika glatt und sehe meinen kleinen Bruder nicht an, während ich fortfahre: »Ich finde übrigens nicht, dass Rico einen Grund zum Lachen hat. *Arielle* ist ein schöner Film.«

»Jaah«, meint Pepe gedehnt. »Mädchen dürfen das sagen.«

»*Jeder* darf das sagen!«, protestiere ich. »Man muss zu dem stehen, was man mag, sonst wird man nur unglücklich und griesgrämig und miesepetrig.«

»So wie Rico?« Pepe grinst mich aus dem Hängesessel heraus an.

Ich lächle zurück und schäme mich ein bisschen für meine flammende Rede. Pepe ist der Letzte, der eine Erinnerung braucht, einfach so zu sein, wie er eben ist. Er liest meine *Sternenschweif*-Bücher! Und trägt T-Shirts aus der Mädchenabteilung, weil es bei den Jungs eben meistens nur Segelschiffe, Motorräder und Rennautos als Motive gibt. Keine Wildpferde, wie er sie heute auf seinem Shirt hat.

Einen winzigen Moment lang überlege ich, ob ich Pepe von meinem Traum erzählen soll. Ich könnte ihm die Bilder in meinem geheimen Ordner zeigen und ihm sagen, dass mein Hotel in meinem Kopf sogar schon einen Namen hat: *Manolya*. Die Magnolie kann ich im Logo aufgreifen und in der Dekoration der Gästezimmer. Und im Garten soll ein riesiger Magnolienbaum wachsen. Pepe fände das klasse, er würde es bestimmt verstehen. Aber es geht nicht. Ich kann meinen zehnjährigen Bruder nicht mit einem solchen Geheimnis belasten. Nicht bevor ich es Mama und Papa irgendwie beigebracht habe.

»Sag Rico, ich suche heute den Film aus«, meine ich stattdessen mit einem Zwinkern. »Immerhin bin ich so selten zu Hause.«

Pepe hopst aus dem Hängesessel und schlittert einige Zenti-

meter auf dem bunten Boho-Teppich. »Und du willst *Arielle* sehen, oder?«

»Total!«, versichere ich absolut wahrheitsgemäß. »Aber erst frage ich noch schnell Mama wegen des Armbands.«

Ich finde sie in der Küche, wo sie Gemüsesticks für unseren Filmabend schneidet. Papas Snackspezialität – geröstete Kichererbsen – schmort schon im Ofen vor sich hin. Diesmal rieche ich keinen Knoblauch, sondern eine wildaromatische Mischung aus Kreuzkümmel, Chili und diversen anderen Gewürzen.

Mama weiß sofort, welches Armband ich meine – Pepe hat es absolut treffend beschrieben. »Willst du es morgen zur Arbeit anziehen?«

»Am Dienstag. Pepe und ich haben meine gesamten Outfits für die Woche geplant.«

Verdutzt sieht sie auf. »Da ist aber jemand motiviert.«

»Ja, würde mich nicht wundern, wenn Pepe mal Modedesigner wird. Er hat echt ein Auge für Details.«

»Ich meinte dich.« Trotz ihres Lächelns ist Mamas Blick forschend. »Du freust dich richtig auf das Praktikum, oder?«

»Irgendwie schon, ja«, weiche ich aus. »Nach einem ganzen Semester nur in Vorlesungen sitzen und lernen kann ich ein bisschen Abwechslung gebrauchen. Mal etwas mit den Händen tun. Und wenn es nur Luxusbäder-Schrubben ist.« Ich rolle die Augen.

»Rico«, seufzt Mama. »Ich versprech's dir, bei Pepe sage ich die Pubertät ab. Viel zu anstrengend.«

»Dann bleib noch eine Viertelstunde in der Küche, während ich Rico beibringe, dass wir heute *Arielle* schauen.«

»Eine Viertelstunde?« Mama greift nach einer weiteren Paprika. »Du glaubst aber nicht, dass er sich so schnell abregen wird, oder?«

Leo

»Ist gleich der nächste Punkt auf der Liste.«

Ich spritze mir so schwungvoll Wasser ins Gesicht, dass der großflächige Spiegel ein paar Tröpfchen abbekommt. An der gläsernen Duschwand neben mir hängt ein cremeweißer Frottee-Bademantel, den ich kurzerhand als Handtuch zweckentfremde. Als würde ich überhaupt in den nach Chlor stinkenden Hotelpool steigen wollen.

Ich versuche, das Gefühl der Enge in meiner Brust loszuwerden, indem ich tief einatme und das Gesicht im weichen Frotteestoff vergrabe, aber es hilft nicht.

In meinem Hotelzimmer ist es dunkel. Ich habe mir beim Eintreten nicht die Mühe gemacht, das Licht anzuschalten, und tue es auch jetzt nicht. Die einzige Lichtquelle ist die Fensterfront auf der anderen Zimmerseite, durch die das letzte Licht der Dämmerung fällt. Mit einigen großen Schritten bin ich dort und reiße den Vorhang zur Seite. Hinter dem Glas liegt friedlich und blauviolett schimmernd der Brombachsee. Er schmiegt sich in die bewaldete Landschaft, als wäre er schon immer dort gewesen und nicht erst vor ein paar Jahrzehnten künstlich angelegt worden. Nur wenig Sandstrand säumt seine Ufer, hier und dort ein Fleckchen, dazwischen Grün.

Ich bekomme etwas besser Luft, mein Brustkorb fühlt sich nicht mehr zu klein für mein hämmerndes Herz an. Genial wäre es, jetzt das Fenster zu öffnen und die Abendluft hereinzulassen, aber natürlich sind die Fenster dafür nicht gemacht. Nur ganz oben kann man ein kleines Segment kippen – für kühle Luft sorgt die Klimaanlage.

Für einen Moment lehne ich die Stirn gegen die Scheibe und betrachte eine Gruppe Spaziergänger am Seeufer. Sie scheinen

sich zu amüsieren. Ein Mann dreht seine weibliche Begleitung wie im Tanz unter seinem Arm hindurch und sie stolpern auf dem weichen Sand und landen beinahe im Wasser. Jetzt schwimmen zu gehen – nicht im Hotelpool, sondern im See –, wäre der Hammer.

Ich wende mich vom Fenster ab und berühre den Sockel der Nachttischlampe, die den Raum sofort in weiches, indirektes Licht taucht. Das Zimmer ist viel zu groß für mich allein, dabei ist es nicht einmal eine der Suiten. Glänzende, dunkle Holzdielen, ein enormes Boxspringbett mit dunkelvioletter Tagesdecke und Kissen in drei Weichheitsgraden, ein weißer Sessel und ein runder Glastisch, auf dem eine winzige Flasche Mineralwasser und zwei langstielige Gläser warten.

Ich stolpere beinahe über meinen Koffer, den ich direkt vor dem Bett abgelegt habe. Mit dem Fuß schiebe ich ihn zur Seite. Allein der Gedanke, ihn jetzt auspacken, übersteigt meine Energie. Ich kann mich nicht dazu durchringen.

Stattdessen greife ich nach dem Gitarrenrucksack auf dem Bett. Es ist ein abgenutztes Ding mit Aufnähern darauf, das in dieser Umgebung ziemlich deplatziert wirkt. Ob es meine Zimmernachbarn stören wird, wenn ich spiele? Aber es ist noch nicht ganz zehn Uhr und es juckt mich in den Fingern.

Behutsam hole ich die Westerngitarre heraus. Im Gegensatz zum Rucksack ist sie in einem einwandfreien Zustand – na gut, abgesehen von den Saiten, die schon bessere Zeiten gesehen haben. In den ersten Bündeln sind sie schon ganz abgegriffen und wahrscheinlich wird demnächst eine reißen, wenn ich sie nicht rechtzeitig wechsle.

Ich lasse mich auf das akkurat gemachte Bett sinken und rutsche zurück, um mich gegen das gepolsterte Kopfteil zu lehnen, ehe ich die ersten Töne anschlage. Inzwischen ist da nur noch ein dumpfer Druck auf meiner Brust. Es ist, als würde die Fensterscheibe verschwinden und den Raum zum nächtlichen See hin öffnen.

Ich probiere ein paar Akkorde aus und summe die Melodie, die mir auf dem Weg hierher durch den Kopf gegangen ist. Ich hab noch keine Worte dafür. Vielleicht irgendetwas über Fensterscheiben und klimatisierte Gefängniszellen. Ich teste die Worte, aber sie ruinieren das Lied. Ich will nicht von Enge singen, sondern meine Musik Mauern einreißen lassen. Oder Fenster.

»In tausend Splitter,
nichts trennt mich mehr vom Horizont,
von Sonne und Gewitter.«

Ich höre nur auf zu spielen, um Zettel und Stift aus meinem Rucksack zu kramen und die Worte und Akkorde notdürftig zu notieren, dann mache ich weiter. Bis ein Klopfen mich aus der Musik reißt.

Widerwillig lege ich die Gitarre auf die mittlerweile gar nicht mehr akkurat gefaltete Tagesdecke und gehe zur Tür.

Ich wage kaum zu hoffen, dass es nur der Zimmerservice ist. Essen habe keins bestellt und auch sonst gibt es keinen Grund, warum jemand bei mir klopfen sollte, abgesehen von genervten Hotelgästen oder ... meiner Mutter.

»Na endlich.« Kaum habe ich ihr aufgemacht, drückt sie auf den Lichtschalter und Helligkeit flutet das fremde Zimmer um mich herum. »Ich dachte schon, ich hätte mich in der Tür geirrt.«

»Ja, sorry, ich war mit Auspacken beschäftigt.«

Ihr Blick fällt auf das Bett und die Gitarre, die darauf liegt und das Einzige ist, was ich bisher ausgepackt habe. »Nicht am Abend, Leopold. Die Gäste suchen hier Ruhe und Erholung, kein Gitarrengeklimper.«

»Weiß ich.« Die Enge ist wieder da. Es fühlt sich an, als würden meine Rippen versuchen, mein Herz zu zerquetschen. Der Raum wirkt mit einem Mal nicht mehr viel zu groß, sondern beklemmend. Ich vermisse mein winziges FSJler-Zimmer im Wohnheim, das ich vor ein paar Tagen für immer geräumt und dem Nächsten überlassen habe. Man konnte sich darin kaum rühren, aber dafür atmen. Und das Fenster weit öffnen.

»Hast du deine Anzüge noch nicht aufgehängt?«

»Ist gleich der nächste Punkt auf der Liste.« Ich trete zwischen sie und meinen Koffer, damit sie nicht auf die Idee kommt, mir zur Hand zu gehen. »Ich wasche meine Wäsche seit einem Jahr selbst. Aufhängen bekomme ich auch hin.«

»Ich will nur, dass du an deinem ersten Tag ordentlich aussehst. Der erste Eindruck ist so wichtig, Leopold. Nimm den hellgrauen Anzug, ja?« Sie streift mir eine imaginäre Fussel von der Schulter. »Er bringt deine Augen so gut zur Geltung. Und andere Schuhe, bitte. Nicht diese Dinger.«

Ich sage ihr nicht, dass ich außer meinen Chucks keine Schuhe eingepackt habe. Erstens ist es meine Sache und zweitens reicht es, wenn sie morgen einen Nervenzusammenbruch bekommt. Besonders, weil es da noch etwas gibt, was ich vor meinem ersten Tag hier geklärt haben will.

»Wegen der Sache mit dem Tonstudio ...«, setze ich an.

»Himmel, Leopold, darüber haben wir doch schon im Auto gesprochen!« Nun macht sie sich doch noch daran, meine Anzüge aus dem Koffer zu räumen, so energisch, dass ich sie einfach machen lasse. Solange sie meiner Gitarre nicht zu nahe kommt.

»Ja, ich habe gesprochen«, meine ich diplomatisch. »Du hast dich nicht wirklich dazu geäußert.«

»Ich wüsste auch nicht, was ich noch dazu sagen sollte. Wie stellst du dir das vor? Du hast bereits ein ganzes Jahr verloren.«

»Ein FSJ ist keine verlorene Zeit.«

»Wenn du das sagst, Leopold. Deinem Abschluss hat es dich in jedem Fall nicht näher gebracht. Du hast keine Zeit mehr zu verlieren. Mit 21 muss die Phase der ... der Selbstsuche und Sinnfindung auch mal vorbei sein.«

Obwohl ich ruhig und sachlich bleiben wollte, fühle ich Ärger in mir aufsteigen. »Ich suche weder irgendeinen Sinn noch mich selbst.«

»Das weiß ich doch, Leopold. So war das nicht gemeint. Immerhin bist du jetzt hier und ich weiß, dass du deine Sache gut

machen wirst. Ich vertraue dir, in Ordnung?« Sie streicht über eines der eben aufgehängten Hemden. »Den grauen Anzug, ja? Vergiss es nicht.«

»Klar.«

Sie nickt mir zu und lässt endlich von meinen Klamotten ab. »Und sei pünktlich, Leopold. Acht Uhr. Das Büfett öffnet um sieben, aber du kannst ab 6:30 Uhr etwas auf dein Zimmer bestellen, wenn dir das lieber ist. Ich werde wahrscheinlich keine Zeit für ein gemeinsames Frühstück haben.«

»Kein Problem, ich komm schon zurecht.«

»Das weiß ich doch.« Sie geht zur Tür. Endlich. »Drei Wochen hier und du wirst dich selbst kaum wiedererkennen«, verspricht sie im Hinausgehen.

Der Gedanke, dass sie recht haben könnte, schnürt mir so gründlich die Luft ab, dass selbst Gitarrespielen nicht mehr hilft. Ich zerknittere den Zettel mit meinem Versuch eines Liedes und trete wieder an die kühle Fensterscheibe, die so solide wie eh und je ist.

Juna

»Berufswunsch: Diakonisse.«

Da steht es schwarz auf weiß: *Name: Juna Behnke. Studiengang: Betriebswirtschaftslehre.*

Vor lauter Aufregung dreht sich mir der Magen um. Ich spucke die Zahnpasta aus und lasse meine Zahnbürste klirrend in den Becher fallen. Meine Finger zittern, als ich auf das Handydisplay tippe, um es daran zu hindern, abzudunkeln und sich zu sperren. Ich will die Worte sehen. Ich könnte ewig daraufstarren.

Jetzt ist es offiziell, unumkehrbar, unwiderruflich. Ich habe es wirklich getan, ich habe den ersten Schritt zu meinem großen Traum gemacht. Ich wünschte nur, dieser Beweis meines Muts wäre nicht ausgerechnet heute Morgen im Login-Bereich der Universität erschienen, wo meine Eingeweide sich ohnehin schon ganz verknotet anfühlen, wenn ich an den ersten Tag im *Hotel Ludovika* denke.

Ich muss meinen Mund mehrmals ausspülen, um den Geschmack von Pfefferminze loszuwerden, der meinen Magen in noch größeren Aufruhr versetzt. Ein Blick in den Spiegel verrät mir, dass ich genauso aussehe, wie ich mich fühle: Meine Wangen sind gerötet, die flaschengrünen Augen fast fiebrig. Wenn ich so im Hotel aufschlage, hält Frau Lichtenberg mich für übergeschnappt.

So ruhig und langsam wie möglich nehme ich die Bürste und fahre mir sorgfältig durch den dunkelbraunen Longbob, bis die Naturwellen gleichmäßig und einigermaßen zivilisiert fallen und sich lose in einer Klammer nach hinten stecken lassen. Nun sieht man auch meine Ohrringe mit den lila Perlen, die Pepe ausgetauscht hat, und direkt daneben auf jeder Seite einen kleinen silbernen Stecker – links ein Sichelmond, rechts eine strahlende Sonne.

Mein übliches Make-up, das nur aus Puder und Wimperntusche besteht, kann gegen meine fiebrig-irre Erscheinung nicht viel ausrichten, aber ich sage mir, dass eine Tasse Tee es schon richten wird.

»Du siehst toll aus«, freut sich Pepe, als ich fünf Minuten später in die Küche komme. »Ich mag die Ohrringe so!«

»Danke, du siehst auch super aus«, sage ich und trotz der anhaltenden Übelkeit in meinem Bauch muss ich grinsen. Pepe trägt ein meerblaues Shirt mit Paillettenfischen – vermutlich inspiriert vom Film gestern Abend. Ich finde es klasse.

Rico nicht, denn er verdreht die Augen und zieht den Teller mit den American Pancakes aus der Tischmitte zu sich.

»Keine Sorge, mehr ist in der Pfanne!« Papa springt bereits auf.

»Ich hab sowieso keinen Hunger.« Die Untertreibung des Jahrhunderts. Der Pfannkuchen würde niemals in meinem Magen bleiben.

»Du frühstückst aber schon, wenn du in Regensburg bist, oder?« Papa wirft mir über die Schulter einen besorgten Blick zu, während Rico Pancakes auf seinen Teller schaufelt.

»Es ist nur die Aufregung wegen des Praktikums, nicht wahr?« Im Gegensatz zu Papas Blick ist der meiner Mutter nicht beunruhigt, sondern wissend. Mein Magen macht gleich noch eine schmerzhaft Umdrehung.

»Das wird schon!«, verkündet Papa, ehe ich antworten kann. »Die wissen ja, dass du eigentlich etwas ganz anderes studierst, und erwarten bestimmt nicht gleich zu viel.«

Ich nicke und reiche ihm mechanisch den nun halb leeren Teller mit Pancakes, damit er Nachschub draufstapeln kann.

»Beten wir noch, ja?«, meint Mama und reicht Papa und Pepe zu ihren beiden Seiten die Hände. Rico und ich schließen den Kreis, auch wenn ich Rico seinen Widerwillen ansehen kann. Händchenhalten mit Papa und mir – sein wahr gewordener Albtraum.

»Vater im Himmel, wir danken dir für den neuen Morgen und

die leckeren Pancakes. Bitte segne das Essen und alles, was der Tag heute bringt.«

Ich will bereits in ihr »Amen« einstimmen; das Tischgebet hält meine Mutter immer kurz – gerade so lange, wie es auszuhalten ist, dem Duft von Papas Pancakes zu widerstehen –, aber heute ist sie noch nicht fertig: »Und bitte sei ganz besonders bei Juna, wenn sie ihre Praktikumsstelle antritt.«

Ich spüre, wie Hitze in mir aufsteigt. Ich hätte es kommen sehen müssen. Meine Mutter hat durchschaut, dass dieses Praktikum nicht nur ein lästiger Meilenstein auf dem Weg zu meinem Abschluss ist. Sie hat meine Anspannung bemerkt und hält sie ... ja, wofür? Nervosität oder gar Angst vor dem Unbekannten? Aufregung wegen der ungewohnten Aufgaben? Oder blickt sie am Ende sogar tiefer und fühlt die Aufbruchsstimmung, die in diesem Praktikum steckt – und in meinen Studierendendaten auf der Uniseite?

Jedenfalls betet sie ausgiebig für meine Aufgaben im Hotel, meine Vorgesetzten und mich im Allgemeinen. Ich würde am liebsten aufspringen und davonlaufen.

Es ist nicht so, dass ich selbst nicht bete. Das tue ich. Nur über die Sache mit dem Hotel spreche ich mit Gott nicht so gerne. Also eigentlich überhaupt nicht. Vielleicht, weil ich auch mit meinen Eltern nicht darüber spreche und weil meine Eltern und Gott in meinem Kopf so eng miteinander verknüpft sind. Vielleicht auch aus Angst, er könnte – genau wie sie – etwas dagegen haben. Was, wenn Gott andere Pläne für mich hat? Lehrerin zu werden eben zum Beispiel oder sogar etwas ganz anderes?

Bei einem von Mamas Jugendgottesdiensten war einmal ein Missionar zu Gast, der uns von seiner Berufung erzählt hat, von dem Moment, in dem Gott ihm unmissverständlich gezeigt hat, dass sein Platz in Brasilien ist, obwohl eigentlich schon sein Leben lang feststand, dass er den Hof seiner Eltern übernehmen würde. »Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes«, hat er damals aus der Bibel zitiert.

Und hört man nicht auch immer wieder von Nonnen und Di-

akonissen, die niemals mit einer Berufung dieser Art gerechnet hatten? Immerhin schreibt ja wohl kaum ein kleines Mädchen in die Freundebücher: »Berufswunsch: Diakonisse.«

Was, wenn ich Gott meinen Traum vom *Manolya* anvertraue und er schickt mir einen Bibelvers, in dem steht: »Wie schwer ist es für Menschen, die viel besitzen, in das Reich Gottes zu kommen! Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.«

Es geht mir nicht darum, reich zu werden. Wirklich nicht. Aber natürlich ist Geld unabdingbar, wenn ich eines Tages mein eigenes Hotel eröffnen will. Und was ein eigenes Unternehmen angeht, da ist Papa nun einmal ein gebranntes Kind, weil er erlebt hat, wie seine Eltern sich für ihre Kanzlei aufgeopfert haben. Er wird denken, ich verfehle Gottes Plan für mich, wenn ich nach so einem weltlichen Ziel eifere. Und was, wenn Gott das auch denkt und mich – quasi zur Sicherheit – gleich in die Mission oder zur Diakonisse beruft?

Na gut, wahrscheinlich dramatisiere ich das ein wenig. Aber Fakt ist, dass es mir schwerfällt, mit Gott über das *Manolya*, meinen Studienwechsel oder eben auch nur mein Praktikum im *Ludovika* zu sprechen.

Ich atme tief ein und aus und versuche, mich wieder auf die Worte meiner Mutter zu konzentrieren, die immer noch in ihr ausführliches Gebet vertieft ist. »... so gut zu wissen, dass du mit ihr gehst. Dass du in allen Dingen bei uns bist und alle Bereiche unseres Lebens in deinen Händen hältst, wenn wir es zulassen. Danke dafür, Herr. Amen.«

Rico zieht seine Hand aus meiner und ich öffne die Augen, starre aber beflissentlich auf den Tisch, um Mamas Blick nicht zu begegnen. Gott alle Bereiche unseres Lebens in die Hände geben? Es ist, als hätte sie meine Gedanken gelesen. Etwas, das sie schon immer ziemlich gut konnte – und offenbar selbst jetzt noch beherrscht, wo ich gar nicht mehr zu Hause wohne und wir uns nur noch alle paar Wochen sehen.

Um mich zu beschäftigen, greife ich doch nach einem kleinen Pfannkuchen. Natürlich liegt er mir – obwohl er so lecker und fluffig wie immer ist – wie ein Stein im Magen, als ich schließlich die Garage öffne, um mit Mamas Schlachtschiff ins Hotel zu fahren. Wenn ich es heil durch das schmale Tor bekomme.

»Und du brauchst es ganz sicher nicht?«, frage ich meine Mutter, die es nicht lassen konnte, mich zum Auto zu begleiten.

»Ich arbeite heute von zu Hause aus. Und zum Gemeindehaus kann ich notfalls auch laufen«, versichert sie. »Du kannst es die ganze Woche haben und nächste Woche sehen wir weiter. Aber ich hab ja auch noch das Fahrrad.«

Ich nicke. »Danke. Ähm, du ... kannst mir jetzt den Schlüssel geben.«

»Ach so, ja, richtig!« Sie reicht ihn mir. »Denk dran, die Handbremse nicht zu fest anzuziehen, sie klemmt manchmal. Und beim Einparken ...«

»... darf ich nicht vergessen, dass dieses Teil etwa drei Parkplätze beansprucht. Weiß ich doch, Mama. Ich hab einen Führerschein und hab mit diesem Monstrum und dir als Beifahrerin begleitetes Fahren gemacht. Ich kenne es vom vorderen bis zum hinteren Nummernschild auswendig.« Das ich bei einer meiner ersten Fahrten nach der Prüfung eingedellt habe. Aber daran erinnere ich meine Mutter jetzt lieber nicht.

»Ich weiß, ich weiß. Dein Praktikum macht mich irgendwie nervös.«

»Mich auch, Mama«, gebe ich zu – sie hat sowieso gemerkt, dass es mir wichtig ist, schon als ich nach dem Armband gefragt habe. »Deswegen fahre ich jetzt auch los, ja? Ich will auf keinen Fall zu spät kommen.«

»Klar! Ab ins Auto mit dir ... und fahr vorsichtig!«

Ich verspreche es und fange damit an, dass ich mich von Mama aus der Garage winken lasse. Was gut ist, weil dieses Auto wirklich groß und das Tor wirklich klein ist und ich jedes Mal Angst habe, mindestens einen der Seitenspiegel abzubrechen. Zenti-

meter für Zentimeter lasse ich das Schlachtschiff rückwärts aus der Garage rollen, winke meiner Mutter erleichtert zu, als ich es geschafft habe und endlich unterwegs bin zu meinem ersten Tag im Hotel.



Ich fühle mich wie eine Schauspielerin in einer Rolle, die ihr zwar zutiefst am Herzen liegt, ihrer eigenen Lebensrealität aber nicht ferner sein könnte. Als würde das Straßenmädchen eine Millionärserbin spielen. Das schüchterne Mauerblümchen eine Diva. Die Pfarrerstochter eine angehende Businesslady.

Ich manövriere das Schlachtschiff auf den Hotelparkplatz und lege den Parkschein, den der Personalmanager mir geschickt hat, auf das Armaturenbrett. Zu meiner Rechten liegt der See und vor mir erhebt sich hinter einer Reihe blühender Hortensien das *Hotel Ludovika*. Von hier aus kann ich den Eingang nicht sehen, dafür aber zwei Reihen Balkone, hinter deren flächigen Fensterfronten die Gästezimmer liegen – die günstigeren ohne direkten Blick auf den See. Trotzdem sind es richtig schicke Balkone mit Glasbrüstung, großen cremefarbenen Sonnenschirmen und dazu passenden Liegestühlen. Es liegt zwar einer neben dem anderen, aber eine massive Wand statt nur eines dünnen Sichtschutzes gaukelt Privatsphäre vor. Einige Frühaufsteher genießen bereits die ersten Sonnenstrahlen oder holen ihre frisch getrockneten Badesachen herein, andere Vorhänge sind noch zugezogen. Auf der Dachterrasse, wo ein Aufbau das Restaurant mit fantastischem Seeblick beherbergt, tummeln sich auch schon die ersten Frühstücker.

Ich streiche meine Karohose glatt, überprüfe noch einmal meine Frisur im Rückspiegel und steige aus. Ich lasse das alte Auto und die alte, lehramtsstudierende Juna auf dem Parkplatz zurück. Ein schmaler Kiesweg führt zur Strandpromenade, von der aus ich den großen gläsernen Eingangsbereich des Hotels sehen

kann, der so hell erleuchtet ist, dass er dem morgendlichen Sonnenlicht glatt die Schau stiehlt.

Der Vorplatz und der Strand sind um diese Zeit noch wie ausgestorben, auch wenn im Hotelinneren schon rege Betriebsamkeit zu herrschen scheint. Während ich mich bemüht gemessenen Schrittes den großen Schiebetüren nähere, atme ich tief die milde Morgenluft ein. Ich bin gut in der Zeit, zu gut. Das könnte übereifrig wirken, also warte ich lieber noch einen Moment.

Ich lasse meinen Blick über den See streifen, dessen Wasser um die frühe Stunde aussieht wie ein glatter, im Morgenlicht glänzender Spiegel. Eine Schar Enten schwimmt in Ufernähe ungestört vor sich hin und ein einsamer Spaziergänger genießt die Stille, ehe die Touristen hier einfallen und den Strand bevölkern.

In Ruhe schwimmen kann man dort sicher nur um diese Zeit. Der Spaziergänger sieht allerdings nicht aus, als hätte er vor zu schwimmen. Er trägt einen grauen Anzug, der selbst aus der Entfernung ziemlich teuer aussieht. Irgendwie wirkt er fehl am Platz, selbst vor der Kulisse des modernen Hotelgebäudes. Der Strand ist so natürlich und der Anzugträger sieht aus wie hineingeschnitten.

Ich bleibe stehen und beobachte, wie er auf den See hinausblickt. Dann bückt er sich plötzlich und schnürt seine Schuhe auf. Er wendet sich nicht ein einziges Mal zur Strandpromenade um, sondern schlüpft aus Schuhen und Socken, nimmt beides in eine Hand und geht barfuß zum Ufer, dorthin, wo das Wasser den Sand tränkt, und dann noch ein wenig weiter, bis er fast knöcheltief im See steht. Dort setzt er seinen Spaziergang fort und das Seewasser spritzt bei jedem Schritt ein wenig auf seine graue Anzughose.

Ich sollte ebenfalls weiterlaufen, aber der Anblick hält mich gefangen. Der Anzugträger am Strand strahlt das komplette Gegenteil von dem aus, was gerade in mir vorgeht. Der Frieden dieser Szene schafft es irgendwie, den Aufruhr in meinem Inneren ein wenig zu glätten. Es hat etwas Meditatives, ihm dabei zuzusehen,

wie er durch das kühle Wasser läuft und sich nicht um seinen Anzug oder den Eindruck, den er hinterlässt, schert.

Fast bekomme ich Lust, ebenfalls aus meinen Ballerinas zu schlüpfen und die gepflasterte Strandpromenade zu verlassen, den Sand und das Wasser zwischen den Zehen zu spüren und die Freiheit in meinem Herzen.

Aber natürlich tue ich das nicht. Die Sogwirkung des Hotels ist stärker als die des Sees. Nach der kleinen Verschnaufpause bin ich so was von bereit für meinen ersten Tag im *Ludovika*. Ich werde meine Sache gut machen. Nein, großartig. Das muss ich, denn meine Zukunft und das *Manolya* hängen davon ab, wie ich mich in der neuen Welt, die ich mir gewählt habe, schlage. Und da bleibt für den Augenblick keine Zeit, barfuß am Strand entlangzuspazieren.